

[B.1] Kommission zur Erstellung einer Chronik des Großen Vaterländischen Kriegs

Gespräch mit Maria Wladimirowna Lapkowskaja

Das Gespräch wird von der Wissenschaftlerin N. K. Strelkowa geführt und protokolliert.

Ort des Interviews: Neubrandenburg

Kolchosbäuerin aus dem Gebiet Witebsk, Bezirk Dryssenskyj, Dorf Hlynysya.
Geburtsjahr 1907, parteilos, Belarussin.

Ich komme aus dem Gebiet Witebsk, Bezirk Dryssenskyj, Dorf Hlynysya. Die Deutschen waren bei uns im Juli 1941. Mein Mann arbeitete als Kolchos-Vorsitzender, dann wurde er zur Armee eingezogen. Ich blieb mit den drei Kindern allein zurück. Anfangs kamen viele Kriegsgefangene durchs Dorf, doch die Bewohner hatten Angst, ihnen zu helfen. Ich hatte Mitleid mit ihnen, ich dachte an meinen Bruder und meinen Mann, die auch irgendwo kämpften. Ich stellte mir meinen Mann vor, wie er vielleicht irgendwo leidet, und niemand hilft ihm. Ich habe einen unserer Rotarmisten behandelt, und ich sagte zu ihm: „Iss, so viel du willst, aber schlaf in der Scheune“.

Der Kolchos wurde aufgeteilt. Unser Dorf lag an der Grenze zwischen den Partisanen und den Deutschen. Die Deutschen standen 7 Kilometer von uns entfernt. Die Partisanen waren 10 Kilometer entfernt, sie kamen oft in unser Dorf. Wegen ihnen hat ein Strafkommando bei uns gewütet. Sie trieben die alten Menschen in ein Haus und verbrannten sie. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie die Hütte in Brand steckten.

Alle anderen Dorfbewohner wurden in die Kirche gebracht.

Mit meinen kleinen Kindern konnte ich nicht davonkommen, deshalb musste ich auch in die Kirche gehen. Dann befahlen sie allen Kinderlosen, aus der Kirche zu kommen und sich für den Abtransport fertig zu machen. Ich bin mit meinen Kindern auch aus der Kirche gekommen, mein Ältester war zwölf Jahre alt, meine vierjährige Tochter trug ich auf dem Arm, der sechsjährige Sohn hielt sich an meinem Rock fest. Sie ließen uns auf die Fuhrwerke steigen. Alle anderen aber, die in der Kirche zurückgeblieben waren, wurden verbrannt. Mein Bruder mitsamt seiner Familie, meine Schwester - sie wurden auch verbrannt.

Wir wurden nach Lettland gebracht. Zwei Tage lang saßen wir in einer Baracke auf Stroh, die Erwachsenen auf der einen Seite, die Kinder auf der anderen.

Am dritten Tag nahmen sie mir meinen sechsjährigen Sohn Renja weg, sie banden ihm ein kleines Schild um den Hals und brachten ihn weg, ich weiß nicht, wohin. Ich verbrachte dort noch zwei Wochen, dann wurde mir befohlen, einen anderen Transport zu besteigen. Die Kinder sollten im Lager bleiben. Die Verladung erfolgte in der Nacht, die Kinder wurden mit Gewalt weggerissen. Wir

sahen, wie die Kinder mit den Fäusten gegen die Fenster schlugen, wir verloren den Verstand und rissen uns die Haare von den Köpfen aus. Sie schlugen uns, stießen uns mit ihren Gewehren in den Rücken und zwangen uns, zu Fuß zum Bahnhof zu laufen. Wo meine Kinder jetzt sind, weiß ich nicht – ich habe alle meine Kleinen verloren! Was ist mit ihnen passiert?

Meine goldenen Ohrringe steckten in meinen Ohren - sie nahmen sie weg, auch den Ring von meinem Arm, sogar meine Kleidung. Am 20. April 1943 wurden wir aus Lettland nach Lublin gebracht. Wir bekamen schreckliche kurze, Kleider, die nur bis zum Knie reichten; dann wurden wir aus der Baracke zum Appell gejagt – wir standen in der Kälte und zitterten. Eine polnische Frau wurde gebracht und fünfundzwanzigmal geschlagen, weil sie ein Stück von der Bettdecke abgeschnitten und sich daraus Stoffschuhe genäht hatte.

Manchmal mussten wir den ganzen Tag lang auf dem Appellplatz stehen bleiben. Das geschah immer dann, wenn jemand aus der Baracke geflohen war. [B.2] Einmal ist eine siebzehnjährige Jüdin entkommen, ein sehr hübsches Mädchen. Zur Strafe mussten wir von 6 Uhr morgens bis 2 Uhr nachts ohne Essen und Wasser stehen bleiben. Wer auch nur ein Wort sagte, wurde gleich mit der Peitsche geschlagen; fiel jemand hin, durfte niemand helfen. Am nächsten Tag hatten sie das Mädchen wieder gefangen, sie wurde gehängt.

An das Krankenhaus im Lager erinnere ich mich mit blutendem Herzen. Die Kranken wurden nicht behandelt. Zu essen gab es Steckrüben und ungewaschene Kartoffeln. Täglich starben Dutzende Menschen. Diese schrecklichen, von Würmern zerfressenen Skelette wurden auf Schubkarren geladen und zum Krematorium gebracht.

Im Lager waren auch Kinder. Alle Erwachsenen gingen zur Arbeit, niemand kümmerte sich um die Kinder, sie durften nicht in den Baracken bleiben und mussten den ganzen Tag draußen verbringen, auch wenn es stürmte und regnete. Viele Kinder sind vor Hunger gestorben. Später wurde für sie eine getrennte Baracke eingerichtet, die Kinder wurden dort erst gesammelt und dann irgendwohin weggebracht, ich weiß nicht wohin.

Oh, wie sie uns geschlagen haben. Nirgendwo wurden wir so heftig geschlagen wie im Lubliner Lager [gemeint ist das Vernichtungslager Majdanek, das sich unweit von Lublin befand]. Die Menschen wurden blau geschlagen, sie wurden auf eine spezielle Werkbank gelegt und geschlagen – wieder und wieder.

Am 20. April 1944 wurden elftausend Kranke aus dem Lager Ravensbrück zu uns gebracht; sie wurden alle verbrannt, es blieb ein Haufen Asche übrig, so hoch wie ein Haus. Ununterbrochen wurden Menschen verbrannt. Sie zwangen die Leute auszusteigen, verbrannten sie und brachten dann die nächste Gruppe. Die Asche haben sie als Dünger verwendet. Ich weiß nicht, wie ich dieses Leben ertrug.

Im Lager Lublin verbrachte ich neun Tage weniger als ein Jahr. Von dort wurden wir nach Ravensbrück verlegt, wo man uns eine Woche lang von Kopf bis Fuß untersuchte: die Zähne, die Augenfarbe, die Haare. Sie hörten uns ab und maßen uns. Es ging darum, die Nationen voneinander zu trennen, sie suchten nach Kennzeichen. In diesem Lager blieb ich nicht lange, wir wurden von dort nach

Neubrandenburg überstellt, wo wir alle in einer Fabrik arbeiteten. Ich wischte den Boden in der Baracke. Zu essen gab es nur wässrige Suppe ohne Salz. Vier Monate lang haben wir kein Salz bekommen. Aber im Vergleich zu Lublin war es ein Erholungsort. Wir hatten nur Angst davor, vor Hunger zu sterben. Hier wurden die Menschen wenigstens in Särgen begraben, es gab keine Peitschen. Wenn geschlagen wurde, dann mit einem Stock oder mit den Händen.

Als die Häftlinge vor der Befreiung [durch die Rote Armee] aus dem Lager vertrieben wurden, versteckte ich mich zusammen mit elf anderen. Mit Gottes Hilfe schafften wir es, zwei Tage still im Versteck zu bleiben, dann kamen wir heraus und waren frei.

Die Deutschen hatten das Lager verlassen. Wir fanden die Stelle, wo sie das Salz gelagert hatten, das sie uns nicht gaben. Wir kochten Kartoffeln, buken Pfannkuchen, setzten uns zu Tisch, saßen einfach da und wissen nicht, was mit uns geschah. Wir aßen so viel, dass wir davon krank wurden. Wir freuten uns, dass wir diesen Feiertag noch erleben durften, dabei wurde ringsum noch geschossen, die Stadt brannte, die Deutschen zogen sich zurück, die Unsrigen griffen an.

Ein Panzersoldat kam als Kundschafter zu uns ins Lager. Er fing an zu weinen, so schrecklich sahen wir aus. Er fragte uns, wie es uns ergangen war, wir führten ihn durch das Lager, und er sah, wie wir gelebt hatten.

Wir wurden am 29. April 1945 befreit. Ich kann es nicht erwarten, in die Heimat zurückzukehren. [B.3]